



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

NICHOLAS BLAKE

ist das Pseudonym des Autors Cecil Day-Lewis (1904-1972). Er war ein irisch-britischer Akademiker, arbeitete eine Zeit lang beim Verlag Chatto & Windus, wurde von der Queen zum Hofdichter ernannt und brauchte irgendwann Geld, weshalb er begann, unter Pseudonym äußerst erfolgreiche psychologische Kriminalromane zu schreiben. Er ist der Vater des Oscar-prämierten Schauspielers Daniel Day-Lewis.

Nicholas Blake

MORD AUF DER KREUZFAHRT

Aus dem Englischen
von Michael von Killisch-Horn

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Widow's Cruise« im Verlag Collins Crime Club, Glasgow

© 1959 by Literary Executor of the Estate of C. Day Lewis

Für die deutsche Ausgabe

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH, München

unter Verwendung einer Abbildung von

Dieter Braun Illustration, Hamburg

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von

Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98696-9

E-Book ISBN 978-3-608-12314-2

»Zweifach stirbt der,
der nah der Küst' ertrinkt.«

Shakespeare

Für Peter und Louis

INHALT

Prolog

II

Einschiffung

15

Verbrüderung

45

Vernichtung

93

Untersuchung

125

Aufklärung

209

PROLOG

Irgendetwas stimmte nicht mit den Schwänen an diesem Mainachmittag. Ein kühler, gereizter Wind fegte über den Serpentine Lake im Hyde Park, zerzauste ihr Gefieder und schien ihre Nerven zu erschüttern. Sie konnten nicht stillhalten. Ein Schwan richtete sich heraldisch auf und bespritzte das Wasser mit plumpen, halbflügeligen Schlägen. Dann ging er, ohne provoziert worden zu sein, auf einen Gefährten los, der düster sein Spiegelbild betrachtete, und jagte ihn jenseits der Brücke aus dem Blickfeld. Ein anderer Schwan hackte in wahnsinniger Verzweiflung immer wieder auf etwas unter seinem gehobenen Flügel ein, was dazu führte, dass er mit zerzausten Federn und dem Hals, der wie eine Schlange nach vorn schnellte, ins Taumeln geriet. Mehrere andere Schwäne begannen, wie von einer Massenhysterie ergriffen, sich ebenfalls wütend die Schnäbel in die Rippen zu bohren.

»Meinst du, sie haben Ameisen in ihren Flügelhöhlen?«, fragte Clare.

»Ich glaube, sie haben einen Nervenzusammenbruch«, erwiderte Nigel.

»Nun, wenn ja, dann übertreiben sie gewaltig.«

»Es könnte auch eine Form von Neuromimesis sein.«

»Was auch immer es ist, es ist extrem würdelos«, sagte Clare Massinger ernst.

»Man kann nicht einmal von einem Schwan erwarten, dass er würdevoll ist, wenn es ihn juckt. Ich glaube nicht, dass Zeus sehr würdevoll aussah, als er Leda angriff.«

»Das war etwas anderes.«

Ein Schwan stapfte aus dem See an Land und streckte seinen Hals nach einem Stück Brot aus, das ein Kindermädchen ihm hinhielt.

»Er sieht wie ein edwardischer Hut aus, der versucht zu laufen«, bemerkte Clare. Ihr langes, blauschwarzes Haar wirbelte wie Rauch in einer Windböe, und als sie sich abwandte, sah sie sich der Peter-Pan-Statue gegenüber, die sie eine Weile schweigend betrachtete.

»Weißt du«, sagte sie schließlich, »es mangelt ihr an Faszination für sich selbst.«

Als sie Arm in Arm in Richtung Lancaster Gate gingen, dachte Clare an das seltsame Schauspiel, dessen Zeugen sie gerade geworden waren.

»Meinst du nicht, dass wir etwas unternehmen sollten, Liebbling?«

»Wegen der Schwäne? Was denn?«

»Ruf jemanden an und sag ihm, dass die Vögel verseucht sind oder verrückt oder was auch immer. Wer ist für sie verantwortlich?«

»Oh, das Bauamt, könnte ich mir denken, oder das L. C. C. Ich habe keine Ahnung, aber das erinnert mich an etwas. Ich habe heute Morgen bei Swan's angerufen. All ihre Griechenland-Kreuzfahrten sind für dieses Jahr bereits ausgebucht. Ich habe unsere Namen angegeben, für den Fall, dass Pas-

sagiere absagen. Aber ich denke, wir sollten es mit einer der neuen Kreuzfahrten versuchen, von denen Michael gesprochen hat. Das würde bedeuten, dass wir von Athen statt von Venedig aus starten, aber wir könnten vorher ein paar Tage in Athen verbringen, nur wir zwei.«

Clare Massinger war vor Kurzem an dem Punkt angelangt, den fast jeder Künstler zwei- oder dreimal im Laufe seines Arbeitslebens erreicht. Den Punkt, an dem alle Reserven aufgebraucht zu sein scheinen und eine radikale Änderung des Stils oder des Inhalts erforderlich ist, wenn das Werk nicht zu einer bedeutungslosen Wiederholung vergangener Leistungen werden soll. In Griechenland, das fühlte sie, würde sie ihre Vision als Bildhauerin auffrischen und ihre Batterien wieder aufladen können. Da weder sie noch Nigel die Sprache beherrschten, wäre eine organisierte Reise der beste Weg, um in der begrenzten Zeit, die ihnen zur Verfügung stand, zu bekommen, was sie brauchte.

Und so stimmte sie zu, sich nach den Kreuzfahrten, die neu von der Prytanis-Linie angeboten wurden, zu erkundigen. Nigel Strangeways ging am nächsten Morgen zum griechischen Fremdenverkehrsamt. Man sagte ihm, es gebe noch freie Plätze auf der T. S. S. *Menelaos*, die am 1. September in Athen in See stechen würde. Das Schiff würde Delos und dann eine Reihe von Inseln im Dodekanes anfahren und über Kreta zum Festland zurückkehren, mit Ausflügen nach Epidauros, Mykene und Delphi. Die Passagiere wären hauptsächlich Briten und Amerikaner, aber auch eine kleine Gruppe von Franzosen und ein paar Deutsche und Italiener seien dabei. An Bord würden griechische Reiseführer und mehrere Dozenten von europäischem Ruf sein, darunter ein

angesehener Gelehrter, der Bischof von Solway und der berühmte Hellenophile und Verbreiter der klassischen griechischen Literatur Jeremy Street.

Nigel zögerte nicht lange und buchte zwei Plätze. Die Reiseroute der *Menelaos*, die zu so vielen Inseln führte, deren Namen wie Legenden klangen, hörte sich großartig an. Clares dunkle Augen leuchteten auf, als er ihr sagte, wohin sie fahren würden. Nigel ahnte nicht, dass diese Reise ihn in ein Labyrinth menschlicher Motive führen würde, das dunkler und komplexer war als das des Minotaurus.

EINSCHIFFUNG

I

Sechzehn Wochen später lehnte Nigel an der Reling des Promenadendecks und betrachtete den Schiffsverkehr im Hafen von Piräus. Am Morgen hatten er und Clare ein letztes Mal das Theater des Dionysos und die Akropolis besichtigt. Die Hitze – es herrschten 38 Grad im Schatten – und die vollkommene Majestät des Parthenon hatten sie verstummen lassen. Sogar Clares übermäßiger Appetit auf Besichtigungen war vorübergehend gestillt. Und so nahmen sie nach einem geruhsamen Mittagessen ein Taxi nach Piräus, um an Bord zu gehen, bevor die Masse der Passagiere eintraf.

Die *Menelaos* lag seit sechsunddreißig Stunden am Kai, und in den Kabinen war es brütend heiß. Das Öffnen des Bullauges von Clares Kabine, die an seine eigene auf dem Hauptdeck grenzte, reichte aus, um Nigel Schweißausbrüche zu verursachen. Clare kündigte an, dass sie sich waschen und dann »alles auf Vordermann bringen« würde – eine Prozedur, die, Nigel war sicher, das Auspacken und Verstreuen ihrer Kleidung über ihre eigene Kojе und die ihrer Mitbewohnerin, einer Miss E. Jamieson, B. A., bedeutete, die zum Glück noch nicht aufgetaucht war. Nigel überließ sie ihren Beschäftigungen, kämpfte sich durch die Hitze, um das Bull-

auge seiner eigenen Kabine zu öffnen, die er laut Passagierliste mit Dr. Stephen Plunket, M.D., M.Sc., teilen würde, räumte seine Sachen ordentlich ein und begab sich, nach Luft schnappend, an Deck. Nachdem er die wichtigsten Merkmale des Schiffs erkundet hatte – die beiden Salons vorn und achtern, die (noch geschlossenen) Bars, den kleinen (noch leeren) Swimmingpool auf dem Vorschiff unter der Brücke –, stellte er sich an die Backbordreling des Promenadendecks.

Unter ihm versorgte ein flacher Tanker die *Menelaos* durch eine Nabelschnur aus Rohrleitungen mit Öl. Dahinter flatterten die blauweißen Flaggen dreier griechischer Korvetten, die miteinander vertäut waren, in einer gerade aufgekommenen leichten Brise. An den gegenüberlegenden Kais lagen drei Passagierschiffe, deren weißer Anstrich im Athener Sonnenlicht glänzte; eines davon war die T. S. S. *Adriatiki*, das von Swans gecharterte Schiff, auf dem Nigel vergeblich versucht hatte, Plätze für Clare und sich zu bekommen. Ein großes Kreuzfahrtschiff von P & O mit einem einzigen dampfenden Schornstein, der wie eine riesige gelbe Pfefferschote aussah. Einige wettergegerbte Trampdampfer, eine Schar verschiedener kleinerer Boote, Lagerhäuser, Schiffskräne und der dunstige blauweiße Himmel vervollständigten die Szene. In der Luft hing ein durchdringender Geruch – der Rauch des Tankers vermischte sich mit den Gerüchen von griechischer Küche oder verfaulendem Gemüse, oder beidem? Vielleicht war es ganz gut, dachte Nigel, dass er sich eine Kabine mit dem Schiffsarzt teilte.

Er versuchte, sich diesen Ort im 5. Jahrhundert vorzustellen, mit den einlaufenden Trieren und den langen Mauern, die sich bis nach Athen erstreckten, aber die Hitze hatte sei-

ner Fantasie jegliche Antriebskraft genommen. Plötzlicher Lärm, der von der anderen Seite der *Menelaos* kam, unterbrach seine Gedanken. Als er zur Steuerbordseite hinüberging und auf den Kai hinunterblickte, an dem das Schiff vertäut war, sah Nigel einen Lastwagen, der mit rechteckigen Eisbrocken beladen war. Ein Matrose stand auf einer behelfsmäßigen Bühne, die vom Deck herabhing, und schob sie einen nach dem anderen durch eine Luke in das Schiff. Ein heftiger Streit war zwischen dem Vorarbeiter des Trupps an Land entbrannt, der sich um das Eis kümmerte, und einem Schiffsoffizier, der sich, zwanzig Fuß von Nigel entfernt, über die Reling beugte. Ob das Eis zu spät gekommen war, die falsche Form hatte oder ob die beiden Streitenden einfach nur das Gesicht des jeweils anderen nicht leiden konnten, vermochte Nigel nicht festzustellen. Aber die Szene hätte nicht dramatischer sein können, wenn sie der Vorbote einer uralten Blutfehde gewesen wäre. Irgendwann riss sich der Schiffsoffizier in seiner Verzweiflung tatsächlich die Haare aus – eine Geste, die Nigel seit dem Besuch einer Aufführung des *Ödipus* durch die Oxford University Dramatic Society vor dreißig Jahren nicht mehr erlebt hatte. Was ihn jedoch am meisten beeindruckte, war der Rhythmus des Wortwechsels. Der Offizier schrie in der stakkatoartigen, durchdringenden Sprache seines Volks und begleitete seine Rede mit einer Fülle von mörderischen Gesten, während der Vorarbeiter dastand und zuhörte. Dann schrie der Vorarbeiter zurück und tanzte hysterisch, als wollte er sich jeden Augenblick in die Luft erheben und den Offizier erwürgen, während dieser ihm zuhörte und auf seinem Schnurrbart kaute. Strophe und Antistrophe, dachte Nigel: die athenische Tradition des Argumentie-

rens, in der man sich die Argumente des Gegners anhörte und seine eigenen vortrug. Genau das, so wurde Nigel klar, ließ jedermanns Herz für die Griechen höher schlagen – man liebte sie, leidenschaftlich, unterschiedslos und für immer.

»Wird Blut fließen?«, ertönte Clares helle, hohe Stimme neben ihm.

»Oh, du bist hier. Nein, sie haben nur eine kleine Meinungsverschiedenheit über Eis.«

Die Kontrahenten schrien sich noch ein paar Minuten abwechselnd an. Dann endete der Sturm so abrupt, wie er begonnen hatte. Der Vorarbeiter spuckte auf die jungfräuliche weiße Seite des Schiffs, der Offizier machte eine Geste, die die ganze Tragödie von König Lear hätte ausdrücken können, und wandte sich ab. Die Ehre war befriedigt, das Gefühl erschöpft.

Unten am Kai stiegen neue Passagiere aus Bussen und Taxis. Sie mussten sich einer Horde von Händlern stellen, die alles verkauften, von griechischen Vasen (20. Jahrhundert) bis hin zu Coca-Cola, von rosa Melonenstücken bis hin zu Evzone-Puppen. Nigel und Clare spielten das altherwürdige Spiel der Reisenden und spekulierten über Charaktere, Berufe und Herkunft der noch unbekannten Mitreisenden. Sie hatten gerade einen königlichen Akademiker (der sich später als Bischof von Solway herausstellte) und ein Trio klassischer Lehrer entdeckt (die sich als ein analytischer Chemiker, ein Anwalt und ein Beamter herausstellten), als zwei Frauen ihre Aufmerksamkeit erregten, die langsam zur Gangway schlenderten. Oder, besser gesagt, eine von ihnen. Mittelgroß und von einer Gedrungenheit, die durch eine graziöse Haltung überspielt wurde, mit hohen Wangenknochen mit reizvollen

Vertiefungen darunter und einem zarten Teint, der sich, als sie näher kam, als ein Triumph kosmetischer Kunst entpuppte. Diese Frau hatte jenen Hauch von sexueller Bewusstheit, die ihre eigene Geschichte erzählt. Sie trug einen zitronenfarbenen Leinenanzug und einen breiten weißen Strohhut.

»Oh, sieh mal!«, sagte Clare. »Hier kommt die *femme fatale* des Schiffs.«

Die Begleiterin der Frau war zwar gleich groß, wirkte aber im Vergleich zur ihr unförmig. Sie trug einen purpurfarbenen Pullover, der die Unreinheit ihrer Haut betonte, einen zerknitterten Tweedrock und zweckmäßige Schuhe. Ungepflegtes Haar, ein watschelnder Gang und unruhige, krampfhafteste Gesten verstärkten den Gesamteindruck eines schlecht gepackten Pakets. Als sie zum Schiff hinaufschaute, zuckte ihr Mund unkontrolliert, und sie hob eine Hand, als wollte sie ihn festhalten. In diesem Augenblick hörte Nigel, wie ein Mädchen, das neben ihm an der Reling stand, rief:

»Oh Gott! Peter, sieh mal! Da ist die Bross. Was um alles in der Welt macht die denn hier?«

»Die Bross?«

»Miss Ambrose. Du weißt schon.«

In der Stimme des Mädchens schwang so viel Bestürzung mit, dass Nigel neugierig aufblickte. Das Mädchen war blass geworden; ihr dünner Körper war gekrümmt, als erwartete sie einen Schlag, und ihre Hände umklammerten die Reling. Sie war sechzehn oder siebzehn, schätzte Nigel, und der Junge, den sie »Peter« genannt hatte, war offensichtlich ihr Bruder – ein Zwilling Bruder sehr wahrscheinlich.

»Mach dir keine Sorgen, Faith«, sagte er und nahm ihren Arm. »Sie begleitet jemanden, nehme ich an.«

»Es würde alles verderben, wenn ...«

»Sei nicht albern. Sie wird dich schon nicht fressen.«

»Sieh mal, sie kommt die Gangway herauf.« Das Mädchen zog den Kopf ein – eine seltsame, unwillkürliche Bewegung – und eilte dann das Deck hinunter. Ihr Bruder folgte ihr mit einem grimmigen Gesichtsausdruck, an den Nigel sich erinnern sollte.

Das seltsame Paar ging nun die Gangway hinauf. Als sie ihre Bordkarte abgab, schenkte die Schönheit dem Zahlmeister ein strahlendes, leicht schiefes Lächeln, das ihrem exquisit geschminkten Gesicht Charakter verlieh. Ihre Begleiterin schlurfte vorbei, und die beiden gingen in Richtung ihrer Kabine, gefolgt von Stewards, die ihr Gepäck trugen.

»Was hältst du von ihnen? Eine reiche geschiedene Frau, die mit ihrer Sekretarin reist?«

»Sie sind Schwestern«, sagte Clare mit fester Stimme.

»*Schwestern?* Unsinn!«

»Doch. Identische Knochenstruktur. Die eine ist eine erfolgreiche Frau von Welt, die andere eine Neurotikerin. Das ist es, was dich abschreckt. Ich sehe mir den Schädel unter der Haut an.«

»Du wirst es wissen. Eine von ihnen ist jedenfalls Miss Ambrose; wahrscheinlich eine Lehrerin, wenn man nach der Bestürzung der jungen Frau vorhin urteilt. Das wäre die blasse, zuckende. Lass uns einen Blick in die Passagierliste werfen.«

Aus diesem Dokument, das man ihnen ausgehändigt hatte, als sie an Bord gegangen waren, ging hervor, dass die Kabine 3 auf dem A-Deck von Mrs Melissa Blaydon und Miss Ianthe Ambrose bewohnt werden sollte.

»Nun, sie können Schwestern sein«, sagte Nigel. »Diese eleganten, klassischen Vornamen lassen auf gemeinsame Eltern schließen. Aber ich finde es trotzdem absurd, dass die luxuriöse Melissa mit einer Schnorrerin wie Ianthe Urlaub macht.«

»Absurdität bringt seltsame Bettgenossen.«

»Ambrose. Ambrose. Ich frage mich, ob es E. K. Ambrose sein könnte.«

»Wer ist das?«

»Er war ein sehr angesehener Gräzist. Er hat die maßgeblichen Ausgaben von Euripides herausgegeben. Ich habe sie in Oxford studiert.«

II

In den Stunden bis zum Abendessen begannen die Passagiere, sich zu sortieren. Nationale Charaktereigenschaften waren bald zu erkennen. Die blonden Personen, die, mit Kameras, Rucksäcken und Reiseführern bewaffnet, zielstrebig auf dem Schiffsdeck auf und ab marschierten, konnten nur Deutsche sein. Das französische Kontingent, das ihren eigenen Reiseführer mitgebracht hatte, fand sich an einem Ende des vorderen Salons zusammen, wo sie unaufhörlich plauderten und ihre Mitreisenden ignorierten. Ein paar italienische Männer in auffälligen Lounge-Anzügen schlenderten in Begleitung ihrer Frauen über das Schiff und betrachteten mit strahlender Bewunderung jede gutaussehende Frau, die an ihnen vorbeikam. Die Amerikaner warteten darauf, dass die Bars geöffnet wurden, während die Briten versuchten, einander aus dem Weg zu gehen, und jedem, den sie verdächtigten,

ihr endloses Postkartenschreiben zu unterbrechen, einen verstohlenen und verärgerten Blick zuwarfen.

Natürlich gab es auch Ausnahmen. Ein pausbäckiger Mann kam mit Nigel und Clare ins Gespräch und stellte sich als Ivor Bentinck-Jones vor. Ihm sei diese Gegend alles andere als fremd, sagte er ihnen, und wenn sie Informationen benötigten, dann sei er ihr Mann. Mit seinen funkelnden Augen, seiner fröhlichen Stimme und seiner offensichtlichen Dickfelligkeit war Mr Bentinck-Jones wie geschaffen dafür, der Mittelpunkt des Schiffs zu sein. Sein Eifer, Freundschaften zu schließen, war zwar ein wenig erbärmlich, aber nicht unsympathisch. Er schien die Art von Mann zu sein, dachte Nigel, die Vertraulichkeiten anzieht wie ein Bettler Almosen.

»Sind Sie mit Ihrer Kabine zufrieden?«, fragte der Mann sofort. »Wenn nicht, würde Nikki Ihnen bestimmt eine andere geben, da bin ich mir sicher. Er ist der Kreuzfahrtmanager, wissen Sie.«

»Unsere Kabinen sind recht komfortabel, danke«, erwiderte Clare.

»Ich verstehe. Gut. Tut mir leid, ich dachte, Sie würden zusammen reisen.«

»Das tun wir.«

Eine leichte Enttäuschung war im Blick des Mannes zu erkennen. Clare hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie ihn um das angenehme Vergnügen gebracht hatte, das ihm die Begegnung mit einem in Sünde lebenden Paar an Bord bereitet hätte. »Wir sind nur gute Freunde«, fügte sie spöttisch hinzu.

»Hallo, da ist Jeremy Street.« Ivor Bentinck-Jones winkte

einem Mann zu, der sich näherte – eine große, vornehme Gestalt mit einem jungen, alten Gesicht, schütterem, gold-blondem Haar und dem bewusst unaufdringlichen Auftreten einer Berühmtheit, die ihren Marktwert kennt und ihn nicht zu behaupten braucht. Jeremy Street trug einen makellosen weißen Leinenanzug, ein königsblaues Hemd und ein seidenes Halstuch, was ihm das Aussehen eines dieser Möchtegern-Typen verlieh, die man in Kaufhauskatalogen findet.

»Ich habe ihn im Zug getroffen«, erzählte Bentinck-Jones. »Entzückender Kerl. Überhaupt nicht eingebildet ... Ah, Street, darf ich Sie vorstellen? Mr Jeremy Street. Miss Clare Massinger. Mr Nigel Strangeways.«

Die drei murmelten Höflichkeiten.

»Es ist mir eine große Freude, Sie kennenzulernen«, sagte der Neuankömmling zu Clare. »Ich habe Ihre letzte Ausstellung gesehen. So viel Kraft und Zartheit. Besonders die ›Madonna‹. Das Irdische vom Göttlichen berührt – wie es sein soll.«

Jeremy Streets Stimme war fast zu melodisch, sein respektvoller und doch männlicher Tonfall fast zu perfekt. Ein leichter Anflug von Abneigung, den nur Nigel wahrnehmen konnte, huschte über Clares Gesicht.

»Hallo, hallo«, sang Ivor Bentinck-Jones. »Noch eine Berühmtheit an Bord. Sie sind Malerin, Miss Massinger?«

»Bildhauerin.«

»Nun, da sind Sie direkt an der Quelle der europäischen Kunst«, verkündete er.

»Das sagte man mir«, erwiderte Clare.

»Die Inseln Griechenlands, die Inseln Griechenlands, wo eine glühende Sappho liebte und sang«, fuhr Mr Bentinck-

Jones fort, und sein pausbäckiges Gesicht krampfte sich vor Begeisterung zusammen. »Was für eine Inspiration. Aber es ist sicher nicht Ihr erster Besuch.«

»Doch, mein erster Besuch.«

»Sieh an, sieh an. Wer wäre als Führer besser geeignet als der berühmte Jeremy Street?«

Der berühmte Jeremy Street warf Clare einen entschuldigenden Blick zu, und ein Winkel seines beweglichen Mundes zuckte. Seine Fähigkeit, Lob zu ertragen, hatte möglicherweise Grenzen.

»Dürfen wir in näherer Zukunft eine weitere Übersetzung aus Ihrer Feder erwarten?«, erkundigte sich Mr Bentinck-Jones.

»Ich habe gerade den *Hippolytos* beendet.«

»Ah. Eines der edelsten Werke von Sophokles.«

»Euripides, genau genommen.«

»Euripides, natürlich. Was für ein absurder Versprecher.«

Nigel fragte: »Welchen Text haben Sie verwendet? E. K. Ambrose, nehme ich an.«

Die Frage hätte kaum unverfänglicher sein können, aber Nigel war sich sofort bewusst, dass sie Anstoß erregt hatte. Das faltige, junge, alte Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an, der Blick wurde ärgerlich, abwehrend.

»Ambrosius war sehr solide«, sagte er, »aber es fehlte ihm etwas an fantasievollem Einfühlungsvermögen. Man fragt sich manchmal, ob diese klassischen Akademiker auch nur die leiseste Ahnung haben, was im Kopf eines Dichters vor sich geht.«

»Es ist eine Ianthe Ambrose an Bord«, sagte Nigel. »Ich frage mich, ob ...«

»Was? I. A.?« Die Worte schienen aus Jeremy Street herauszusprudeln, bevor er sie überprüfen konnte.

»Kennen Sie sie?«

»Nicht persönlich«, erwiderte der Dozent mit selbstgefälligem Hochmut und verabschiedete sich mit einem kurzen *au revoir*.

Nigel waren zwei Dinge aufgefallen: dass die unglückliche Ianthe Ambrose die Gabe haben musste, sich Feinde zu machen, und dass Ivor Bentinck-Jones die Verwirrung von Jeremy Street über ihre Anwesenheit an Bord nicht nur gespürt, sondern sogar genossen hatte. Zweifellos zeigte sich bei ihm, wie bei den meisten Wichtigtuern, eine Spur von Bosheit.

»Ich habe den Verdacht, dass es sich bei beiden um Blender handelt«, murmelte Clare.

»Blender? Wer?«

»Unser Jeremy und unser Ivor. Jeremy ist eitel wie ein Pfau, aber wahrscheinlich harmlos. Ivor andererseits ...«

»Ja? Was ist mit ihm?«

»Er dachte, *Hippolytos* sei von Sophokles geschrieben worden, und er hat uns ausgefragt. Hast du das bemerkt? Was sich hinter dieser fröhlichen Fassade verbirgt, würde uns sicher nicht gefallen. Und seine Augen sind zu klein.«

Was auch immer die Neigungen von Mr Bentinck-Jones sein mochten, Jeremy Street sollte bald in einem unerwarteten Licht erscheinen. Clare war nach unten gegangen, um ihren Zeichenblock zu holen, und Nigel schlenderte über das Promenadendeck. Als er an einem Fenster des Lesesaals vorbeikam, der sich achtern an den B-Salon anschloss, fiel sein Blick auf eine Gestalt darin. Es war Jeremy Street. Et-

was misstrauisch Unbekümmertes in seiner Haltung erinnerte Nigel an einen Ladendieb, den er einmal auf frischer Tat ertappt hatte. Street wandte dem Fenster den Rücken zu; er griff nach einer beigegebenen Zeitschrift, die vor ihm auf dem Tisch lag, und steckte sie in seinen Mantel. Das beige-farbene Titelblatt war Nigel nicht fremd. Warum, fragte er sich, als er weiterging, sollte ein angesehener Dozent für klassische Themen auf so schuldbewusste Weise das *Journal of Classical Studies* an sich nehmen? Es schien nur eine Antwort zu geben: Wenn der Mann nicht gerade ein Kleptomane war, hatte er das *Journal* aus dem Lesesaal mitgenommen, um zu verhindern, dass Mitreisende es lasen. Eine vermutlich unwirksame Vorsichtsmaßnahme, denn auf einer Kreuzfahrt wie dieser hatten einige Passagiere sicher ihre eigenen Exemplare mitgebracht. Nigel nahm sich vor, sich ein Exemplar der Vierteljahresschrift zu besorgen. Er hatte bereits eine Theorie, warum Jeremy Street sie entwendet haben könnte, aber er liebte es, seine Vermutungen zu überprüfen.